

Internationaler Stefan-Heym-Preis der Stadt Chemnitz 2017

Rede

von Joanna Bator

Es gilt das gesprochene Wort.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich freue mich sehr und empfinde es als große Ehre, heute von Ihnen mit dem Internationalen Stefan-Heym-Literaturpreis ausgezeichnet zu werden. Neben der Freude bedeutet dieser Preis auch eine große Verantwortung.

Mein Erfolg wäre nicht denkbar ohne meinen deutschen Verlag Suhrkamp und meine wunderbaren Übersetzerinnen Esther Kinsky und Lisa Palmes, deren Talent und hingebungsvoller Arbeit es zu verdanken ist, dass meine Bücher das Ausland bereisen konnten. Die Übersetzung von einer Sprache in die andere ist zugleich die Übersetzung von einer Kultur in die andere – auch wenn Deutsche und Polen Nachbarn sind und einander gut kennen.

Ich hoffe, dass meine Romane dazu beitragen, einander noch besser kennenzulernen, sind sie doch in niederschlesischem Boden gewachsen, wo sich deutsche und polnische Gebeine und Geschichten vermengen.

Vor ein paar Jahren stand ich als Mitglied der Jury für den Internationalen Ryszard-Kapuściński-Reportagepreis sozusagen auf der anderen Seite. Preisträger wurde damals der exzellente chinesische Schriftsteller Liao Yiwu. Zu seiner langen Dankesrede gehörten auch Musikeinlagen und Gedichte. Ich werde hier weder Musik noch Lyrik vortragen, doch lassen Sie mich ein paar Gedanken zum Schreiben mit Ihnen teilen.

Das Schreiben ist für mich ein Geschenk. Ein unerwartetes, außergewöhnliches, rätselhaftes Geschenk. Und auch wenn ich dieses Geschenk manchmal als Last oder sogar als Fluch empfinde, bin ich doch glücklich, mit dieser Schaffenskraft gesegnet zu sein. Ich bin eine Geschichtenerzählerin. Wir Schriftsteller "erobern die Welt mit der Sprache", wie es der polnische Reporter Ryszard Kapuściński zu sagen pflegte, doch die Herzen unserer Leser gewinnen wir mit den Geschichten, die wir erzählen.

Wenn mich jemand fragt, was der Sinn meiner einsamen Betätigung ist, antworte ich ihm, dass ich schreibe, um zu verstehen und zu kommunizieren. Verstehen ist ein eher innengerichteter Prozess, während Kommunikation nach einem Publikum verlangt. Das Wertvollste an diesem unerwarteten Geschenk sind für mich die Leserinnen und Leser. Dass meine Romane so viele Menschen berühren, dass sie gesellschaftliche Unterschiede und sprachliche Grenzen überwinden, ist wie ein Anker für mich, wie eine Schnellkur gegen Misanthropie.

Ich komme gerade von einer langen Lesereise durch Niederschlesien - jenen wunderschönen und geschichtsträchtigen Landstrich, dem die meisten meiner Geschichten entspringen, auch wenn ich den Großteil meines Lebens im Ausland verbracht habe und nur versuchsweise nach Polen zurückgekehrt bin, um mir in einer anderen Gegend ein Haus zu bauen.

Auf der schlesischen Lesereise, auf der ich jeden Tag Hunderte Leserinnen und Leser getroffen habe, ist mir zum ersten Mal richtig bewusst geworden, welche Verantwortung die Gabe des Schreibens gerade in politisch unruhigen Zeiten bedeutet.

Ich habe immer geglaubt, gute Schriftsteller seien per se involviert in die lebhaftesten öffentlichen Debatten, weil sie ihren Lesern neue Sichtweisen, neue Arten zu verstehen aufzeigen. Doch leider reicht das manchmal nicht aus. Und auch wenn die Feder mächtiger ist als das Schwert, wenn die Werte, an die wir glauben, in Gefahr sind – so wie zur Zeit in Polen –, sollten wir agieren, wie Stefan Heym es tat.

Zwar fehlt mir sein Talent zum direkten politischen Engagement, doch ich teile seine Abneigung gegen soziale Ungerechtigkeit, religiöse Heuchelei, Feigheit und Hass.

Als ich, vereint mit Tausenden anderer polnischer Frauen, beim Black Protest [gegen das völlige Abtreibungsverbot] durch Warschaus Straßen ging, spürte ich, dass ich am rechten Ort war – auch wenn ich als Schriftstellerin ansonsten die stille Einsamkeit meiner eigenen vier Wände am meisten schätze.

Wenn ich jene Erfahrung mit meinen Zuhörern in den Büchereien der polnischen Provinz teile, weiß ich, dass ich den Leserinnen - in Polen sind die meisten Leser weiblich - das Selbstvertrauen und den Mut gebe, die sie brauchen. Die Frauen in meinem Land, deren Rechte in Gefahr sind, sind Opfer einer wachsenden Frauenfeindlichkeit, die stets mit einer wachsenden Angst vor allem, was "anders" ist, einhergeht. Doch der Kampf gegen Frauen ist ein weltweites, fortschreitendes, grausames Phänomen.

In manchen Ländern bleiben Frauen nicht nur die grundlegendsten demokratischen Rechte verwehrt, sondern sie werden missbraucht und ihre Körper im Namen von barbarischen Traditionen verstümmelt. Täglich werden unzählige Frauen als Opfer militärischer Konflikte versklavt und körperlich misshandelt. Für mich als Schriftstellerin ist Grausamkeit die größte Herausforderung und der gefährlichste Feind.

In einer schlesischen Kleinstadt bin ich provokativ gefragt worden, an was ich glaube, wenn nicht an Götter irgendwelcher Art. Ich habe geantwortet, dass ich - wie es Judith Shklar in ihrem berühmten Essay "Put Cruelty First" schrieb – glaube, das Hauptaugenmerk sollte immer auf der Grausamkeit liegen. Das heißt, Grausamkeit sollte stets als Erstes, vor jeder Religion, vor jeder Ideologie betrachtet werden. Wir müssen reagieren, weil Grausamkeit inakzeptabel für uns ist – ganz einfach, weil sie Schmerz verursacht.

Es gibt keine andere Rechtfertigung für den Abscheu, den wir empfinden – Grausamkeit verursacht Leiden, daher können wir keine Grausamkeit dulden. Und dafür brauchen wir keinen irgendwie gearteten metaphysischen Grund. Grausamkeit geht, wie ich bereits sagte, Hand in Hand mit Heuchelei und Angst.

Betrachtet man an erster Stelle die Grausamkeit, könnte dies jedoch zu einer heroischen Selbstzerstörung gemäß Montaigne führen. Ein Schriftsteller, der sich selbst zerstört hat, kann nichts mehr bewirken. Daher bin ich eher der Ansicht, dass der Gedanke, die Betrachtung von Grausamkeit vor alles andere zu setzen, mir den Mut gibt, in meinen Büchern für diejenigen zu sprechen, die selbst keine Stimme haben. Und auch, meinem eigenwilligen und unabhängigen "inneren Dämon" – meiner unbezähmbaren Schaffenskraft – zu folgen.

Wie der amerikanische Philosoph Richard Rorty meint, gibt es zwei Arten von guten Büchern: Die einen machen uns unabhängiger, die anderen machen uns sensibler für die Grausamkeit, die an uns verübt wird und die wir selbst verüben. Er stellt Nabokov und Orwell einander gegenüber – Ersteren als Beispiel für das Streben nach Unabhängigkeit, Letzteren als Beispiel für den Kampf gegen die Grausamkeit. Nabokov zeigt auf, wie das Streben nach Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung, die Suche nach ästhetischem Genuss Grausamkeit produzieren kann. Orwell spricht vom Gesichtspunkt des Opfers aus und tritt gegen die Grausamkeit ein.

Beide Schriftsteller packen den Leser mit ihrer kraftvollen Ausdrucksweise, und in diesem Sinne sind sie beide involviert in und relevant für unser Streben nach Selbstvervollkommnung als eine neue

Selbstbeschreibung.

Ich kann mich nicht entscheiden, welcher der beiden meinem Herzen näher ist, und deshalb werde ich einfach weiter meine eigentümlichen, dicht gewebten deutsch-polnischen Geschichten schreiben, die in den niederschlesischen Städten und Wäldern wachsen – Geschichten, die Sie heute auszuzeichnen beschlossen haben.

Ich danke Ihnen für diese große Ehre.